Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 1

Artikel: Im Vaterhaus

Autor: Jülg, Bernhard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662933

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bert sind alle Wege. Die Felsen sind verwun= schene Schlösser geworden und die Seen in der Tiefe hellseidene Tücher, von Feen gewoben und zur Freude aller zwischen die dunkel be= schatteten Sänge gebreitet. Wie verwandelt ist die Welt. Die großen Linien sind Herr gewor= den. Die kleinen Details verschwinden. Das Spiel von Hell und Dunkel schafft phantaftische Formen. Man fühlt sich gehoben; man steht überwältigt.

Am nächsten Morgen erlebt der so Bezauberte eine überraschung. Sie tut weh und will einem nicht in den Sinn. Denn auf einmal ent= deckt man: die Wiesen sind ihres Schmuckes be= raubt. Das Gras ist gemäht. Freilich; eines ist gewonnen: man spaziert nun ungehindert über die gewellten Flächen, gradaus, guerfeld= ein, und es ist ein köstliches Wandern. Tausend

Wege haben sich für einen aufgetan.

Schöne Punkte und Ziele winken im Fex von allen Seiten. Wer gemächliches Schlendern vor= zieht, wählt die schattigen Pfade des Silser Kur= vereins. Wen die Höhen locken, der steigt auf die Marmoré und den Muott ota. Die An= strengung ist nicht groß, der Preis ein unge= ahnter. Hier schließt sich das Haupttal der Seen in verblüffender Weise auf, und die Klar= heit der Luft läßt auch die feinsten Spitzen er= kennen. Zu einer solchen Schau gehört auch der blaue Himmel des Engadins, und wenn man, et=

wa auf der Forcla Surlej, alles so schön bei= sammen hat, darf man sich im Besitz des Größ= ten und Herrlichsten wähnen, was die Natur von ihren Schätzen darzubieten hat. Das letzte und höchste Glück spart sie auf in der Ewig= schneewelt des Palü oder der Bernina.

An einem stillen Morgen schlug ich im Schat= ten einer Lärche den letzten Band Gedichte Her= mann Heffes auf. Ich fiel auf die feierlichen Berse der "Andacht". Sie könnten im Fex geboren sein.

Was Menschen wollen, Das führt zu Blut und Schuld und Schlachtenrollen. Wer dich, Natur, erst fand, Dem wird zur heiligen Heimat jedes Land Und jeder Mensch verwandt.

Wind weht und Waffer fällt In aller Welt, Und blaue Luft und Meerkristall Ist überall. Goldwolke zart am Horizont Und sanfter Mond, Tierschrei im Wald, gedehntes Seegestade, Vogelgezirp, Berg, Birken, Felsenpfade Das ist mein Schatz, ist meines Herzens Gut, Mein Seelentrost, in dem sich's sicher ruht.

Miß keine Schuld an andrer Schuld! Miß dich und beinen Schritt An der Natur unendlicher Geduld; Sie trägt dich mit. Bei ihr sei du zu Haus, Und Abend trifft und Morgen Dich fährdelos geborgen Im Vaterhaus.

Das Vaterhaus.

Von Bernhard Jülg.

In Bozen, in der Altstadt, gibt es einen merk= würdigen Durchgang von der Silbergasse bis unter die Tuchlauben — quer durch ein weit= läufig gebautes Haus, treppenauf, treppenab, über Gänge und Söller und längs fein gearbei= teter Eisengeländer.

Die fröhlich hämmernden Silberschmiede find längst aus ihrer Gasse fortgezogen und ha= ben ihr nur den hellklingenden Namen zurück= gelassen, einen Namen, den sie nun sehr still in spätere Zeiten hinüberträgt und den sie jett mit den klaren Linien des vielhundertjährigen Mer= cantilpalastes, mit der Kostbarkeit mancher Tor= bögen, einem zierlich verschnörkelten Türmchen und einem fühlen Licht auszudrücken scheint, welches aus einem geraden, genug breiten Streiten Himmel auf das weißgraue Pflaster herabfallt.

Die Tuchlauben dagegen leben geräuschvoll

aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, nichts Wesentliches hat sich verändert, die Tuchläden stehen noch immer in langer Reihe, der alte Bretterboden widerhallt von vielen eili= gen Schritten, wie einst.

Sonderlich und etwas verwirrend ist es nur, aus dem großen Haus auf diesen Bretterboden zu treten, als wäre es ein Zimmer, kindheits= vertraut und fremd, ein Zimmer und auch eine Straße, enge, doch fehlen auch die Wände, leer auf einen Augenblick und dann voller Menschen, die einander weiterdrängen.

Der wunderliche Durchgang nun, welcher aus der schlafenden Silbergasse herüberführt, kann wie eine Traumbrücke zwischen zwei Zei= ten wirken — einer toten und einer lebenden Vergangenheit — und auf dieser Brücke stan= den wir einmal, mein Freund und ich, gelehnt über ihr geschmiedetes Geländer, und wir blickten

in einen düsteren Hof hinunter und längs schön geschwungener Treppenbögen in immer lichstere Räume hinauf. — Auch gab es in diesem Stiegenhaus ein Fensterpaar, das uns wie zwei dunkle großaufgeschlagene Augen anschaute — und mein Freund, welcher gerne aussdrucksvolle Dinge mit Menschen und Schicksfalen zu verbinden pflegte — "hier müßte einmal" — begann er, und dann las er langsam von den grauen Wänden die Geschichte herab, welche ich nacherzählen will, so gut ich kann.

Eines dieser Häuser gehörte seit Jahrhunsberten einem reichen Kausmannsgeschlecht. Von den Lauben aus trat man in den Laden, in ein großes Tuchgeschäft. Hier wurde in redlicher und emsiger Arbeit der Reichtum erworben, der sich oben in den schönen Gemächern des ersten Stockwerkes ausbreitete. Von den vielen Kinsdern und Kindeskindern blieb endlich nur mehr ein Knabe übrig, welcher Heinrich hieß und unster der Obhut der Großmutter auswuchs.

Er liebte sein Haus leidenschaftlich und konnte sich nicht vorstellen, daß er sein Leben jemals anderswo zu verbringen imstande wäre. Als Rind machte er weite, aufregende und oft heim= liche Reisen in ferne unbekannte Gegenden der Wohnung, worin er mit der Großmutter lebte. Dann entdeckte er die drei weitläufigen Stiegen= häuser, und manchmal stand er lange über ein Gitter gelehnt und starrte zu zwei Fenstern hin= über, welche ihn wie ein dunkles großaufge= schlagenes Augenpaar anschauten, drohend und auch verlockend. Bald wußte er wohl, daß eine vernachlässigte Kammer dahinterlag, und dann ging er auf langen Umwegen auch hinein, stellte sich an eines der Fenster und blickte zum Gitter hinüber, bis er glaubte, sich selber drüben zu sehen, vorgebeugt und mit den Füßen auf dem Geranke des Geländers stehend — so wie es die Großmutter nicht haben wollte. Später schloß er, eigentlich auch gegen den Willen der Großmutter, Freundschaft mit dem Sohn ei= nes Schneiders, der oben unter dem Dache wohnte. Dadurch hatte er sich das ganze Haus zu eigen gemacht, die Prunkstuben unten und die helle ärmliche Werkstatt im letzten Stockwerk.

Diese treue Anhänglichkeit am Ererbten wurde ihm anfänglich günstig ausgelegt, aber nach und nach stellte es sich heraus, daß er weit mehr Anlage zu spielerischen Träumereien hatte als zur Arbeit eines tüchtigen Kaufmannes. Wenn Heinrich nicht die Hilfe des guten Felix,

des Schneidersohnes, gehabt hätte, würde er oft seine Schulaufgabe nicht gemacht haben. Seine Spiele aber waren so sonderbar, daß Felix sie oft nicht verstand und nur aus Gutmütigkeit ihnen folgte. In den Zimmern und auf den Gängen hingen viele Vilder seiner Vorsahren, die er oft und sehr aufmerksam betrachtete. Dann ließ er sich im Laden Reste von bunten Stoffen und Tüchern geben und suchte jene Gestalten nachzuahmen. Nun hätte ihn Felix beswundern sollen, wenn er als mittelalterlicher Bürgermeister auftrat, als Bage, als venezianischer Kauscherr, als Prälat, als Kapuziner, ja manchmal als reichgeschmückte Bürgersfrau.

Ein Bild gefiel ihm vor allem: es stellte eine sehr schöne ausländische Frau dar, mit verführerischem Lächeln und dunklen Augen, und in seinen späteren Knabenjahren vertraute er einmal Felix an, daß er nur dann heiraten werde, wenn er eine Frau fände, die wie sein Bild aussah.

Eine böse Zeit kam für ihn, als er in die Schreibstube seines eigenen Geschäftes eintreten mußte. Die Großmutter und Felix hatten ihre liebe Not, seine Alagen mit anzuhören, und die alte Frau sah mit Kummer, wie sauer ihm die Arbeit wurde. Sie war nicht getröstet, wenn Heinrich meinte, daß sie reich genug wären, um nicht selbst im Laden arbeiten zu müssen. Dassür, pflegte er zu sagen, will ich das Haus einsrichten, wie es einst die reichen Kausherren in den süddeutschen Handelsstädten taten, mit Möbeln aus Florenz, Teppichen aus Konstanstinopel und gligernden Gläsern aus Böhmen und Benedig.

Die gute Großmutter starb, und Heinrich mußte sich unter einem Vormunde bescheiden, bis er großjährig wurde — aber dann gingen sonderbarerweise seine Anabenträume in Ersfüllung.

Es fügte sich, daß er einem Mädchen begegnete, dessen Züge eine große Ühnlichkeit mit sei=
nem Lieblingsbild auswiesen. Nichts auf der Welt hätte ihn davon abbringen können, um dieses Mädchen zu werben, und es wurde ihm nicht schwer, sich lieben zu lassen. Er stattete den ersten und zweiten Stock seines Hauses mit verschwenderischer Pracht aus und hielt Hoch=
zeit.

In dieser Zeit pflegte Heinrich zu prahlen, daß er das Glück erreicht habe, an das sich seine Vorfahren nie herangewagt, aber nach welchem sie stets begehrlich gespäht hatten. "Es sind ihre eigenen Wünsche, die mir in Ersüllung geshen," sagte er zu Felix, der noch immer sein treuer Freund war. "Sie wünschten sich, als reiche Leute zu leben und versagten es sich aus Geiz. Nun genieße ich den Reichtum, der ihnen unnütz war. Vielleicht," fügte er geheimnissvoll hinzu, "vielleicht hat einer meiner Ahnen das Mädchen auf dem alten Vilde begehrt und konnte es nicht erlangen. Aber nach hundert Jahren ist die Sehnsucht des Ahnherrn in Ersfüllung gegangen — im späten Enkelsind."

Felix antwortete nicht, aber er war im Herzen befümmert, denn er verstand den übermut des Freundes ebensowenig wie einst seine Kinzderspiele und brachte beides in einen dunklen Zusammenhang, den er mit Worten nicht erkläzren konnte. Leider irrte er sich nicht. Denn Heinrichs Glück war nur ein Trugbild, aus den uralten Träumen gesormt, die ihm gespenstisch sein Haus eingegeben hatte — und wie ein Traum, der in manchen Nächten einen merkzwürdigen Schein annimmt und nur langsam nach dem Erwachen verblaßt — wie einem solzchen Traume war es auch Heinrichs Glück bestimmt, zu zerrinnen.

Nach kaum einem Jahre starb seine Frau an einem totgeborenen Anaben. Der treue Felix eilte zu Hilfe, aber er mußte einsehen, daß da nicht viel zu trösten war. Denn der wahnwitige Schmerz, dem sich Heinrich hingab, ließ feinen Zuspruch aufkommen und glich fast einer
neuen Rolle, welche irgendein Unsichtbarer ihm einflüsterte, der um sein Leben spukte.

Heinrich hatte sich niemals ernstlich um sei= nen Beruf gekümmert, aber in diesen Jahren ihn vollkommen vernachlässigt. Das Geschäft verfiel, die Untergebenen betrogen ihn und bereicherten sich selbst. Eines Tages mußte er er= fahren, daß er knapp vor dem Zusammenbruche stand und daß ihn nur eine große Anstrengung — vielleicht — noch retten könnte. Zum ersten Mal in seinem Leben verlieh ihm der Gedanke an sein Haus, der Gedanke, sein geliebtes Haus zu retten, wirkliche Kraft. Er verkaufte seine prunkvolle Einrichtung und behielt sich nur ei= nige Hinterzimmer im dritten Stock. Nun saß er in jener Kammer hinter den beiden Fen= stern, welche in das Stiegenhaus hinausblick= ten, und ein erbitterter Kampf um das Haus begann. Tag für Tag verteidigte er es vor ei= ner habgierigen und zielsicheren Schar von Gläubigern, die immer näher rückte, wie eine siegreiche Übermacht.

Er lernte zwar die Arbeit kennen und den tiesen Schlaf in kurzen Nachtstunden, aber viel zu spät. Der erste wirkliche Schmerz, der einzige Schlag, der ihn bis ins Mark verwunden konnte, traf ihn. Er verlor sein Haus.

Alls alles vorbei war, verließ er bei Nacht und Nebel die Heimat und blieb lange Jahre verschollen.

Eines Tages erhielt Felix, der unterdessen ein angesehener Mann geworden war, einen Brief aus der neuen Welt. Es war Heinrich, der ihm schrieb, er sei nun alt geworden, aber er könne die Heine Stadt und sein Haus nicht vergessen, und er wolle zurücksehren. "Mein Herz wird nicht brechen," schrieb er, "den geliebten Dingen von einst entgegen zu treten. Ich habe so vieles, so vieles gesehen, und das Schicksal von mir einzelnem erscheint mir nicht schwer und nicht bitter genug, um es so sehr wichtig zu nehmen."

Er sei nicht reich geworden, aber er besäße doch genug für den Rest seines Lebens. Er hätte auch einen innigen, innigen Wunsch, den ihm Gott vielleicht erfüllen würde: sein Leben in dem Hause zu beschließen, das er auf so schlimme Weise geliebt habe. Und Felix solle doch das Mögliche tun, ihm dazu zu verhelsen.

Felix wurde beinahe jung vor Freude über diesen Brief, darüber, daß Heinrich noch am Leben sei und zurücksehren wolle. Am liebsten hätte er gleich das Haus unter den Lauben gefauft und dem Freunde geschenkt. Es war dem Besitzer nicht seil — doch fügte es sich, daß das oberste Stockwerk leer stand, die helle Schneiberwerkstätte, wo die beiden Knaben Freundsichaft geschlossen hatten. In einer frohen Absumg, daß es Heinrich recht sei, mietete er die Käume, richtete sie so traulich als möglich ein und sandte dem Langvermißten Botschaft auf Botschaft, daß alles für ihn bereit sei.

Die frohe Ahnung täuschte ihn nicht. Endlich, endlich hatte es ihm die Borsehung in die Hand gelegt, dem Freund ein echtes Glück zu bereiten. Denn als Heinrich in die lichten Stuben dicht unter dem Dache seines Hauses eingezogen war und als er die Erschütterung der ersten, namensosen Kührung überwunden hatte, füllte sich sein Herz mit einem tiesen, nie gefannten Frieden. Die Liebe zu seinem Hause, der Inhalt seines Lebens, war wohl einst gespensterhaft vergiftet gewesen vom dunklen Unsegen, der über uralten Reichtümern spukt. Nun schien ihm, als sei diese Liebe rein und fromm geworden, da das Haus einem anderen gehörte und er der Ürmste seiner Bewohner war.

Wenn der Alte etwas mühsam seine vielen Treppen emporstieg, schaute er wohl wieder wie einst zu den beiden dunklen Fenstern hinüber, aber ihm schien, als seien sie freundlicher geworsten, zwei alte Augen, und hätten alles Grauen verloren. Und wenn er sich an der Sonne wärmte, welche durch die luftigen, weißgetünchten Bogen der Lichthaube in seine Stude schien, lächelte er ohne Bitterkeit beim Gedanken, daß im Grunde alle Mühsal seines Lebens darin bestanden habe, durch gewundene Gänge und seltsame Frrwege auf das Dach seines Hauses geklettert zu sein.

Nun sind die letzten Garben eingetan..

Nun sind die letzten Garben eingetan, Die weiten Felder stehen wieder leer, Mit sachten Schritten geht der Herbst einher.. Da hebt es neu im Tal zu blühen an,

Und abertausend blaue Relche stehn Wie zarte Elfen auf der Matten weichem Grunde: Ein Gruß des Sommers noch in letzter Stunde, Ein zages Hoffen noch im Untergehn!

Baul Müller.

Ein Stück Eigenland.

Von Georg Asmussen.

Veter Holtmann wohnte in Altona in einer Terrasse an der Trommelstraße, weit hinten zu= rück, hoch oben unter dem Dach. Wenn man durch den schmalen, niedrigen Zugang hindurch ist, der dicht neben Mutter Öhmkes Grünkram= feller zu diesem Hof führt, dann recken sich links und rechts hohe graue Mauern mit kleinschei= bigen Fenstern empor. Nur in der heißesten Zeit, wenn die Sonne am höchsten steht, blickt sie in diesen Schlot hinein und dann nur für kurze Stunden. Schmutzige Kinder spielen auf dem Hofe umber, ihr Lärm hallt wieder von den Wänden des engen Vierecks, in den Türöff= nungen stehende schwatzende Weiber mit aufge= frempelten Armen und nachlässig in einen Anoten geschlungenen Haaren, oben unter den Fen= ftern entlang hängen träge in der schweren Luft einige Semden von zweifelhafter Karbe, dane= ben Kleinkinderwäsche und allerlei Buntzeug; überall riecht es nach Armut und gebratenen Zwiebeln.

An einer der engen Türen saß viele Jahre lang ein großes Messingschild. Ursprünglich war es einmal blank gewesen, bald aber verkratzten und verschmierten es die Kinder, und es wurde voller Grünspan; mit Mühe nur konnte man den Namen entziffern: Peter Holtmann, Schlofsfer.

Dicht neben der Tür führt eine schmale, außgetretene Treppe nach oben und verliert sich bald im Halbdunkel. Man muß schon das blank und glatt geschliffene Tau in die Hand nehmen, das die Stelle eines Geländers vertritt, sonst findet man nicht hinauf. Je weiter man nach oben vordringt, desto düsterer wird es. Hinter der vierten Treppe dringt nur noch ein grauer Schimmer aus dem engen Treppenloch hinauf. Geht man einen Schritt weiter, so stößt man mit der Nase an die Wand, richtet man sich auf, so treibt man sich den Hut am Valken ein — wer hier nicht Bescheid weiß oder nicht über Streichhölzer verfügt, der kann lange suchen, ehe er einen Türdrücker sindet.

Sine Küche und ein Zimmer, größer sind die Wohnungen nicht. Sie sind klein und niedrig, aber Luft und Licht ist doch hier oben und auch ein anderes Leben als unten auf dem Hof! — Aus den Fenstern kann man hinwegschauen über die Nachbardächer: überall kräuselt sich der blaue und graue Rauch aus den Schornsteinen, die Schwalben schießen dicht am Fenster entlang, die Tauben umkreisen mit raschen Flügelschlägen ihre Heimstätten, die Stare sitzen auf dem nahen Dachfirst, sie zwitschern und pfeisen voller Lust oder fahren mit heiserm Geschrei auf die Kate los, die nach dem Nistkasten am Giebel hinaufblinzelt. —

Stundenlang konnte am Sonntag Peter Holtmann an diesem Fenster sitzen und dem Treiben zuschauen. Und wenn vom St. Pauli-Rirchturm der volle seierliche Ton der Glocken herüberdrang zu ihm, dann vergaß er, daß er oben in einer kleinen, niedrigen und ärmlichen Stube saß, dann schweifte sein Blick durch die Lücke zwi-